

Jörg Kastner

Der Kuss der Schmetterlinge

Roman



*Was eine Raupe das Ende des Lebens nennt,
nennt der Weise einen Schmetterling.*
(Chinesisches Sprichwort)

Prolog

Sonntag, 9. September 2012.

Christas Worte waren ein Schock für Bernhard, wie ein Schlag vor den Kopf. Gleichzeitig klangen sie unwirklich. Sie wollten nicht zu der fröhlichen Umgebung passen, zu all den Schmetterlingen, die ihn und seine Tante in bunter Pracht umflatterten.

»Ich werde sterben, Bernhard, das hat mein Arzt mir klipp und klar gesagt. Ich muss davon ausgehen, dass ich längstens noch ein Jahr zu leben habe.«

»Nur noch ein Jahr zu leben?«, brachte er stockend, fassungslos, hervor. »Aber warum?«

»Na, woran sterben die meisten Leute heutzutage wohl; Nachbarn, Freunde, Verwandte? Was frisst sie – und mich – von innen auf? Vielleicht ist es die ganze Chemie, die wir ohne Unterlass einatmen und anfassen, vielleicht sind es elektrische Strahlung und Funkwellen oder Tschernobyl und Fukushima.« Sie seufzte kurz, lächelte dann aber gleich wieder. »Sei's drum, meine Uhr läuft ab, und da kommst du ins Spiel. Nicht als mein Neffe oder gar mein Haupterbe – dir geht's finanziell ja wohl blendend –, sondern als mein Anwalt und Testamentsvollstrecker.«

Bernhard nickte nur, zutiefst betroffen über das eben Gehörte.

»Fein«, sagte Christa und betrachtete einen farbenfroh schillernden Schmetterling, der dicht vor ihrem Gesicht tanzte. »Ich wusste, du würdest es verstehen. Ich habe mir nämlich einen Erben ausgesucht, den man als etwas ungewöhnlich bezeichnen könnte.«

»Als dein Neffe wäre es mir lieber, du bräuchtest gar keinen Erben«, sagte er leise. »Aber als dein Rechtsanwalt muss ich wohl danach fragen, wer die Person ist, der du dein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen hinterlassen möchtest.«

»Kein Mann und keine Frau. Wie sagt ihr Rechtsverdreher doch gleich? Es handelt sich um eine juristische Person: dieser Schmetterlingspark.«

»Wie?«, fragte er, weil er glaubte, sich verhört zu haben. Er erinnerte sich an seine Verwunderung darüber, als seine Tante ihn gebeten hatte, mit ihr zu diesem neuen Schmetterlingspark rauszufahren. Seiner Ansicht nach war das eher etwas für Kinder und für Rentner, beides passte nicht zu ihr. Auch mit ihren weit über sechzig Jahren war Christa keineswegs der Oma-Typ. Weder ihre äußerliche Erscheinung – sie ging mit ihrer schlanken Figur und ihrer rot-blonden Kurzhaarfrisur für zehn Jahre jünger durch – noch ihr geistiges Auftreten deuteten darauf hin. Die Gespräche mit ihr empfand er anregender als mit so manchem Gleichaltrigen, und nicht zuletzt deshalb schätzte er ihre gemeinsamen monatlichen Treffen. Außerdem war

sie seit dem frühen Unfalltod seiner Eltern seine engste Familie. An Politik und Kultur immer interessiert, besuchte Christa mit ihm häufig Ausstellungen, Museen oder Diskussionsrunden. Sie erklärte ihm alles ausführlich, während sie durch die große Freiflughalle gingen, die mit ihren tropischen Pflanzen, kleinen Wasserfällen und einer Hängebrücke wie ein Miniatur-Urwald anmutete. Aber nicht das tropische Klima trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Eine große Last, scheinbar fast schwerer als einer der Felsen, die als Auflockerung zwischen all dem Grün aufragten, lag auf ihm, seit Christa ihm von ihrer Diagnose erzählt hatte. Verstohlen schaute er sie von der Seite an, aber er konnte keine Anzeichen der tödlichen Krankheit bei ihr erkennen. Sie wirkte so munter und lebensfroh wie immer.

»Für mich begann alles vor mehr als fünf Jahrzehnten, als meine Großeltern väterlicherseits noch lebten, deine Urgroßeltern«, begann Christa, auf deren Handrücken sich ein bunter Falter zutraulich niedergelassen hatte, zu erzählen. »Noch heute, nach so vielen Jahren, denke ich an jenen Sonntagnachmittag im Juni zurück, als ich den Schmetterling fing. Meine Eltern hatten mich zu den Großeltern am Stadtrand gebracht, weil meine Mutter ins Krankenhaus musste. Es war der Tag, an dem mein Bruder, dein Vater, geboren wurde. Aber darüber machte ich mir damals keine Gedanken. Ich war neun Jahre alt, und der riesige Garten meiner Großeltern war für mich ein herrlicher Spielplatz, eine eigene Welt für sich.«

Sonntag, 13. Juni 1954.

»Gib das her!«

Die raue Stimme von hinten ließ Christa zusammenfahren. Beinahe hätte sie das Marmeladenglas mit dem auffallend roten Schmetterling fallen lassen. Sie hatte ihren Großvater niemals zuvor so zornig gesehen.

»Gib das Glas her, Christa!«, herrschte er sie an, die Stirn in Falten gelegt, den Mund zusammengekniffen – es war angsteinflößend.

Christa stand starr vor Schreck, da entriss ihr der Großvater das Marmeladenglas. Als er den Deckel öffnen wollte, kehrte das Leben in sie zurück. Blitzschnell griff Christa mit beiden Händen zu.

»Das ist mein Schmetterling, ich habe ihn gefangen!«, rief sie mit aller Widerborstigkeit, derer sie trotz ihrer Angst fähig war.

Sie drückte das Glas an sich und lief auf das Haus zu, wo ihre Großmutter in der Hintertür erschienen war. Erwachsene waren stärker als Kinder, und deshalb, das war ihr klar, brauchte

sie einen anderen Erwachsenen als Verbündeten. Sie flüchtete sich in die schützenden Arme der Großmutter und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Großmutter strich tröstend über Christas Hinterkopf, und sie sagte mit sanfter Stimme: »Dein Großvater hat es nicht böse gemeint.«

Christa schaute über die Schulter zu ihrem Großvater, der jetzt hinter ihr stand. Er schien nicht länger wütend, sondern vielmehr erschrocken über sich selbst – und vielleicht sogar ein bisschen traurig.

Trotzdem krampften sich ihre kleinen Hände noch fester um das Glas, als sie ihre Großmutter schluchzend fragte: »Warum hat er mich dann angeschrien? Es ist doch nur ein Schmetterling.«

»Nein, es ist nicht nur ein Schmetterling.« Ihre Großmutter blickte andächtig auf das gefangene Insekt, das reglos auf dem Boden des Glases saß. »Es ist vielleicht die Seele eines Menschen, eine tapfere Seele. Wenn ich dir seine Geschichte erzähle, wirst du es verstehen.«

»Die Seele eines Menschen?«, wiederholte Christa ungläubig und vergaß dabei ihre Tränen.

Die Großmutter nickte. »Er war sehr stark, und das musste er auch sein, weil er viel zu erdulden hatte. Sein Name war Erich ...«

Erster Teil

Ankunft in Tsingtau

1

September 1908.

Die Luft in China roch nach Honig, süß und verlockend, zugleich fremd und geheimnisvoll. Der Wind, der von den Bergen herüberwehte, sang ein Lied, das von fernen Ländern und unbekanntem Gebräuchen erzählte – und von neuen, aufregenden Erfahrungen. Amelie, die an Deck des Postdampfers stand und auf die vor ihr liegende Bucht hinausblickte, lauschte andächtig jeder Strophe dieses Liedes, jeder Zeile und jedem Wort. Ihr war, als müssten alle Passagiere an Bord der *Goeben*, die zum ersten Mal diese fremde Küste erblickten, ebenso ergriffen sein wie sie selbst. Aber auf viele ihrer Mitreisenden, die das breite Promenadendeck bevölkerten, schien die Bucht von Kiautschou keinen besonderen Eindruck zu machen. Männer und Frauen in überwiegend heller, leichter Kleidung sahen nur beiläufig auf das hinüber, was doch ihre neue Heimat sein sollte, und ergingen sich dabei in munterem Geplauder, wie sie es die ganze Überfahrt hinweg getan hatten. Amelie achtete nicht weiter auf die Menschen um sie herum. Sie konzentrierte sich ganz auf das wundervolle Lied, das mit jeder Brise erklang, die durch ihre dunkelblonden Locken wehte, und das einen verheißungsvollen Namen trug: China!

Sie hatte in den vergangenen Monaten viel über dieses fremde, große Land gelesen; alles, was ihr in die Finger gekommen war. Reiseberichte, geografische Beschreibungen, Erzählungen aus dem Boxerkrieg, einfach alles, aber das hatte ihre Wissbegier nicht gestillt. Im Gegenteil, ihre ohnehin rege Phantasie war durch all das Gelesene noch befeuert worden, und sie war zum Bersten neugierig auf jenes Land, in dem die Männer lange Zöpfe trugen, in dem die Frauen als begehrenswert galten, wenn sie ihre Füße zusammenbanden, sodass sie kaum laufen konnten, und in dem die Menschen sogar ihr Gesicht verlieren konnten.

Und sie hatte alle Landkarten studiert, derer sie habhaft werden konnte. Die Geografie dieser Region stand ihr so deutlich vor Augen wie vielleicht sonst nur den Seeoffizieren auf der Brücke des großen Dampfers. Das deutsche Pachtgebiet Kiautschou mit der Hafenstadt Tsingtau lag in der chinesischen Provinz Schantung, die wie ein ausgestreckter Finger ins Gelbe

Meer hineinzeigte, ungefähr fünfhundert Kilometersüdöstlich der chinesischen Hauptstadt Peking und sechshundert Kilometer nördlich von Schanghai, das die *Goeben* gestern verlassen hatte. Nur kurz dachte sie an diesen letzten Zwischenhalt zurück. So stark der Eindruck auch gewesen war, den die umtriebige Handelsstadt an der Mündung des Jangtsekiang auf Amelie gemacht hatte, jetzt waren ihre Gedanken ganz und gar auf Tsingtau gerichtet, auf ihre neue Heimat.

Der Reichspostdampfer hatte in langsamer Fahrt die kleinen vorgelagerten Felsinseln passiert. Dann lief er durch eine schmale Einfahrt in die große Kiautschou-Bucht ein und umrundete zur Rechten – oder an Steuerbord, wie man auf See sagte – eine Landzunge, auf der eine Geschützbatterie über die Einfahrt wachte. Dahinter war ein Hafenbecken zu erspähen, und eine helle Stimme hinter Amelie sagte: »Da legen wir gleich an, endlich!«

Die Stimme gehörte ihrer Schwester Helene, die nun auch an Deck gekommen war, aber ein Stück von der Reling entfernt blieb, als fürchte sie, bei all dem Gedränge ins Wasser gestoßen zu werden.

»Da legen wir nicht an«, beschied Amelie, als könne sie darüber bestimmen. »Das ist der Kleine Hafen, in dem vorzugsweise die Chinesen mit ihren kleinen Booten anlegen. Wir steuern den Großen Hafen an, dort.«

Sie streckte den rechten Arm aus und zeigte voraus, nach Norden.

»Woher weißt du das alles?«, staunte Helene.

»Aus Büchern, woher sonst«, sagte Amelie, ohne ihre Schwester anzusehen.

Eine andere Stimme erklang hinter ihr, es war die ihrer Mutter: »Du solltest nicht so viel lesen, Amelie. Das verdirbt die Augen und verwirrt den Verstand. Und wenn überhaupt, dann nimm dir lieber Bücher für junge Damen vor!«

»Welche denn?«, fragte Amelie müde. »Etwa Marlitt, Werner und Heimburg?«

»Warum nicht, keine schlechte Wahl«, befand ihre Mutter.

Obwohl sie diese Autorinnen auch schon gelesen hatte, seufzte Amelie leise: »Dann lieber Karl May.« Ihr war mehr nach Exotik und Abenteuern als nach schwülstigen Liebesgeschichten zumute, während sie den Großen Hafen betrachtete, auf den die *Goeben* jetzt zulief.

Dort lagen etliche Schiffe vor Anker, längst nicht alle so groß wie der einlaufende Reichspostdampfer, der zur Feldherren-Klasse des Norddeutschen Lloyd gehörte. Überall wurde gearbeitet, wurde Fracht verstaut oder gelöscht, besserten schwielige Hände Schiffsteile aus, wurden Güterwaggons be- oder entladen. Ein Teil der Fracht, die sich im Hafen in Kisten und Fässern ohne Ende stapelte, war wohl für die *Goeben* bestimmt, für Yokohama oder Schanghai, für Genua oder Bremerhaven. Amelies Blick glitt über die Dächer der großen Lagerhallen

und Hafengebäude hinweg, über die qualmenden Schornsteine der Fabriken und Werkstätten zu den landeinwärts auf höherem Gelände erbauten Villen, die ebenso gut in Berlin hätten stehen können. Dahinter erhoben sich die Berge, die im Licht der allmählich sinkenden Sonne rotgrau schimmerten. Sie hatte sich die Anhöhen viel grüner vorgestellt, bedeutete der Name Tsingtau auf Deutsch doch Grüne Insel. Aber das konnte ihren Enthusiasmus nicht schmälern. Sie hoffte, spürte, wusste, dass sie sich hier wohlfühlen würde. Ab heute hieß ihre Heimatstadt nicht länger Berlin, sondern Tsingtau.

»Wie viele Menschen hier wohl leben?«, überlegte Helene laut.

»Fast sechzigtausend«, sagte Amelie, ohne eine Sekunde nachdenken zu müssen.

»Wirklich? Ich hätte nicht gedacht, dass sich so viele Deutsche hier angesiedelt haben.«

»Haben sie ja auch nicht. Die meisten sind selbstverständlich Chinesen, dazu kommen ungefähr dreieinhalbtausend Deutsche, das hier stationierte Militär eingerechnet, und einige andere Fremdstämmige: Briten, Franzosen, Russen, Japaner und so weiter.«

»Ah, das wusste ich nicht«, sagte Helene fast ein wenig entschuldigend.

»Das muss man auch nicht wissen«, meinte ihre Mutter. »Schließlich kann man es jederzeit in Büchern nachlesen.«

»Jedenfalls, solange man sich dabei nicht die Augen verdirbt«, murmelte Amelie so leise, dass niemand sonst es verstehen konnte.

Manchmal fragte sie sich, ob ihre Mutter wirklich alles so meinte, wie sie es sagte. Aber wenn sie dann länger darüber nachdachte, kam sie zu dem Schluss, dass es nicht anders sein konnte. Für Hedwig Kindler war die Welt ein festes Gefüge, und alles hatte gefälligst so zu bleiben, wie es schon immer gewesen war. Frauen hatten in ihren Augen nur eine Bestimmung: zu heiraten, dem Ehemann möglichst viele Kinder zu schenken und für die Familie zu sorgen. Ihre Lektüre hatte aus Kochbüchern und Fibeln zur besseren Haushaltsführung zu bestehen, zur Erbauung durfte es allenfalls noch *Die Gartenlaube* oder ein ähnlich harmloses Familienblatt sein. Amelie fragte sich, ob sich Mutter in Tsingtau eingewöhnen würde. Auch wenn im deutschen Pachtgebiet deutsche Regeln das Leben bestimmten, würde doch gewiss einiges anders sein als zu Hause.

Amelies Mutter ahnte das zumindest, und nur widerstrebend hatte sie mit ihren beiden Töchtern die Reise angetreten. Aber das Geschäft, das Heinrich Kindler und sein Sohn Fritz aufgebaut hatten, florierte, und so hatte Vater beschlossen, den Rest der Familie nachzuholen. »In Tsingtau werdet ihr ein ganz neues Leben finden, meine Lieben«, hatte in seinem letzten Brief gestanden, doch Mutter hatte den Kopf geschüttelt und gesagt: »Was sollen wir mit einem neuen Leben? An dem jetzigen gibt es doch nichts auszusetzen.« Sie hatte in einem Eilbrief

an Vater darauf bestanden, die Villa am Wannsee noch eine Weile zu behalten »für den Fall, dass es uns in China doch nicht gefällt. Wir müssen erst einmal schauen, Heinrich, ob es wirklich etwas für die Mädchen ist. Sie müssen schließlich eine gute Partie machen, und dort gibt es ja wohl hauptsächlich Chinesen.«

Vermutlich war Amelie die Einzige der drei weiblichen Familienmitglieder, die sich aus vollem Herzen auf China freute. Und jetzt, während des Anlegemanövers, das kein Ende nehmen wollte, wurde sie regelrecht ungeduldig.

An Land versammelten sich mehr und mehr Menschen, im Hintergrund waren es viele Chinesen in ihren zumeist blauen oder schwarzen Kleidern, im Vordergrund eher Europäer, wohl überwiegend Deutsche, die auf Besuch, Nachrichten oder Fracht aus der Heimat warteten. Vergeblich hielt sie nach Vater und Bruder Ausschau. Stattdessen erspähte sie eine Militärkapelle, die mit flottem Schritt aufmarschierte und auch schon begann, zur Begrüßung des Postdampfers *Das Wandern ist des Müllers Lust* zu spielen. Warum der Kapellmeister ausgerechnet dieses Lied ausgewählt hatte, erschloss sich Amelie nicht. So laut das Blech der tüchtigen Musikanten auch tönte, gegen das hundertfache Stimmengewirr aus Zurufen und Kommandos, das lang gezogene ›Tuut-Tuut‹ der Schiffssirenen, das Rasseln von Ketten und das Fauchen von Dampfwinden kam es nicht an. Amelie konnte nicht anders, als über die Bemühungen der Musiker, denen aufgrund der großen Hitze bald dicker Schweiß auf die geröteten Stirnflächen trat, zu lachen.

Als die *Goeben* schließlich fest angelegt hatte, konnte sie gar nicht früh genug an Land gelangen. Männer, Frauen und Kinder strömten in einem unablässigen Drängeln zu den Gangways, und Amelie war mittendrin. Dabei hätten jene Passagiere, die schon in Bremerhaven an Bord gegangen waren und folglich geschlagene eineinhalb Monate auf See verbracht hatten, es noch eiliger haben müssen als sie. Die Kindlers hatten den Hauptteil ihres Gepäcks in Bremerhaven an Bord schaffen lassen, waren selbst aber mit der Eisenbahn nach Genua gefahren und erst dort zugestiegen, was die Reisezeit um zwei Wochen verkürzte. Doch ein ganzer Monat mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in einer Vierbettkabine der zweiten Klasse genügten ihr voll und ganz, auch wenn das vierte Bett – zum Glück – nicht belegt gewesen war und ein Steward ihr versichert hatte, dass die entsprechenden Kabinen auf anderen Schiffen viel enger seien.

Während Amelie unablässig nach vorn drängte, um endlich mehr von dieser neuen Welt zu sehen, hatten ihre Mutter und Helene alle Mühe, nicht den Anschluss an sie zu verlieren. Mehrmals hörte sie hinter sich Mutters schrille Stimme, die ihren Namen rief, aber mitten in dem großen Menschenstrom war ein Anhalten und Warten gar nicht möglich. Erst an der Ein-

reise- und Zollkontrolle löste sich das Gewirr langsam auf, was Helene und Mutter nutzten, um zu ihr aufzuschließen. Mutter sagte etwas, das sich vorwurfsvoll anhörte, aber Amelie achtete nicht darauf, denn jenseits des Kontrollpunkts hatte sie zwei bekannte Gesichter entdeckt: Vater und Fritz. Fritz winkte ihnen eher verhalten zu, aber Heinrich Kindler strahlte über sein ganzes Vollmondgesicht, zwirbelte die Spitzen seines Kaiser-Wilhelm-Barts und rief ihnen aus Leibeskräften etwas zu, das aber im allgemeinen Gelärm unterging.

Dann waren sie endlich vereint. Hände wurden kräftig geschüttelt, Amelie und Helene küssten Vater und Bruder auf die Wangen, und Heinrich Kindler drückte seine Frau an sich, um sie vom Boden hochzuheben und sich einmal im Kreis mit ihr zu drehen.

»Lass das, Heinrich!«, ermahnte Mutter. »Uns können doch all die Leute hier sehen!«

»Ja, das können sie wohl«, lachte Vater und hielt sie noch immer hoch. »Aber die sind mit sich selbst beschäftigt.«

Er setzte seine Frau ab, die aufatmete und ihr verrutschtes Tropenkleid glattstrich. Heinrich Kindler legte ihr derweil mit einer Geschicklichkeit, die man ihm angesichts seiner leicht korpulenten Statur und seiner kräftigen Hände kaum zugetraut hätte, eine silberne Kette mit einem grünen Anhänger um den Hals.

»Was ist das?«

»Ein Begrüßungsgeschenk für dich, Hedwiglein. Der Anhänger ist aus Jade, dem die Chinesen heilende Kräfte zuschreiben.«

Amelies Mutter sah ihren Mann besorgt an. »Ich hoffe doch sehr, es gibt hier deutsche Ärzte.«

»Aber ja, und auch deutsche Krankenhäuser und deutsche Apotheken.«

Das beruhigte sie, und sie betrachtete den kleinen Anhänger. »Das ist ja eine Ziege.«

Heinrich Kindler nickte. »Weil du im Jahr der Ziege geboren bist, Hedwiglein. Sieh es nicht als persönliche Anspielung. Wer im Jahr der Ziege geboren ist, gilt in China als besonders charmant.«

»Na dann«, sagte Mutter nur.

Auch Helene hängte der Vater einen Jadeanhänger um, einen Hund, und er erklärte ihr: »Wer im Jahr des Hundes auf die Welt kam, wird hierzulande als sehr klug, gewissenhaft und vertrauenswürdig angesehen.«

Das passte zu ihrer stets zurückhaltenden, in sich gekehrten Schwester, fand Amelie, aber da war sie auch schon selbst an der Reihe, und ihr Vater legte ihr eine Kette mit einem Affen aus Jade um.

»Und welche Eigenschaften habe ich, wenn es nach den Chinesen geht?«

»Du bist kreativ und großzügig, und es fällt dir schwer, deine Gefühle zu verbergen.« Ihr Vater tippte mit der Fingerspitze auf Amelies Nase. »Und das nicht nur, wenn es nach den Chinesen geht. Ach ja, und du bist schnell verliebt.«

Amelie hielt die Figur in ihrer Handfläche und betrachtete sie eingehend. »Obwohl der Affe so klein ist, sieht er sehr natürlich aus, beinah lebendig.«

Ihr Vater nickte eifrig. »Jen Bo ist ein echter Künstler auf seinem Gebiet. Die Figuren sind Unikate, eigens für euch angefertigt. Auf der Rückseite hat er eure Namen eingraviert.«

Amelie drehte den Affen um und las ihren in winzig kleinen Buchstaben geschriebenen Vornamen.

Auch Mutter hatte die Rückseite ihres Anhängers angesehen. »Das ist so klein, das kann man kaum lesen. Immerhin scheint dieser Jen Irgendwas die deutschen Namen zu kennen.«

»Mehr oder weniger«, lachte Heinrich Kindler. »Sagen wir, er gibt sich Mühe. Sicherheits halber habe ich ihm eure Namen sehr deutlich aufgeschrieben. Aber darauf kommt es nicht an. Wichtig ist, dass er gute Arbeit leistet.«

»Wieso ist das wichtig?«, fragte Mutter.

Fritz gab die Antwort: »Weil wir den Jadeschmuck nach Deutschland exportieren wollen, wir versprechen uns sehr viel davon.«

»Reden wir jetzt nicht übers Geschäft, dafür ist noch Zeit genug«, winkte Vater ab. »Ihr seid bestimmt neugierig auf unser Haus und vielleicht auch hungrig. Lasst uns aufbrechen!«

»Und unser Gepäck?«, fragte Mutter mit einem zweifelnden Blick auf das Gewimmel aus Europäern und Asiaten rund um die *Goeben*.

»Darum wird sich Fritz kümmern, er kommt dann später nach. Nicht wahr, Fritz?«

Amelies Bruder grinste und salutierte übertrieben. »Jawoll, Herr Papa!«

»Kindskopf«, murmelte Vater, bevor er Frau und Töchter durch die Menge bugsierte.

Einige Herren zogen den Hut vor ihnen und grüßten, was Heinrich Kindler manchmal mit ein paar kurzen Worten, oft aber auch nur mit einem knappen Kopfnicken quittierte.

»Du scheinst hier viele Bekannte zu haben, Heinrich«, sagte Mutter.

»Die meisten meinen nicht mich, sondern unsere beiden Schönheiten. Deutsche Frauen sind in Tsingtau nämlich Mangelware.«

»Oh«, erwiderte Mutter lediglich, aber es genügte Amelie, um einen erfreuten Unterton herauszuhören. Wenn es nach Mutter ging, gehörte Amelie mit ihren zweiundzwanzig Jahren schleunigst unter die Haube, und für die drei Jahre jüngere Helene wurde es auch langsam Zeit. Da ließ Mutter nicht mit sich reden. Und wenn Amelie einzuwenden wagte, dass Fritz

fünf Jahre älter sei als sie und auch noch nicht verheiratet, hieß es bloß: »Bei Fritz ist das etwas anderes, er ist ein Mann.«

Heinrich Kindler führte seine Familie zu einem großen Platz voller zweirädriger droschkenähnlicher Karren, die meisten von ihnen so klein, dass nicht mehr als eine Person darin sitzen konnte. Zugtiere suchte man vergebens. Etliche Chinesen standen auf dem Platz und überboten einander an lauten Zurufen. Amelie begriff schnell, dass die Chinesen auf Kundenfang waren. Ihr Vater winkte vier von ihnen zu sich heran.

»Wollen wir etwa damit fahren?«, fragte Mutter zweifelnd. »Die Droschken haben ja gar keine Pferde!«

»Die Kulis sind Kutscher und Zugtier zugleich.«

»Und es sind keine Droschken, sondern Rikschas«, ergänzte Amelie, die Abbildungen solcher kleiner Wagen in einem Band mit Fotografien aus dem Fernen Osten gesehen hatte.

Auch wenn Mutter sich etwas zierte, bald saß jeder von ihnen in einer Rikscha, und die bezopften Männer, von denen sie gezogen wurden, suchten sich mit erstaunlicher Wendigkeit einen Weg durch die Reisenden, die Empfangskomitees und die Chinesen, die das Gepäck der Ankömmlinge trugen oder auf klobigen Schubkarren transportierten. Mutter und Helene hätten wohl, ihren verkniffenen Gesichtern nach zu urteilen, eine Pferdedroschke vorgezogen. Amelie hingegen genoss die Fahrt sehr. Diese neue, unbekannte Art der Fortbewegung erschien ihr die einzig angemessene in diesem neuen, unbekanntem Land.

Sie befanden sich noch im Hafenviertel, rechts von ihnen die Kaianlagen und dahinter die vor Anker liegenden Schiffe, links die endlosen Reihen der Lagerhäuser, zwischen denen Dutzende und Aberdutzende Kulis, beladen mit Kisten, Paketen und Fässern, wie große Ameisen hin und her liefen, als vor ihnen ein Unfall geschah. Die vorderste Rikscha, in der Heinrich Kindler saß, geriet ins Schlingern, weil direkt vor ihr ein mit mehreren Kisten beladener Schubkarren umstürzte. Die Bänder, mit denen die Kisten festgezurt waren, rissen, und die Fracht fiel polternd auf den Fahrweg. Eine Kiste zerplatzte beim Aufprall, und ihr Inhalt verteilte sich auf dem schmutzigen Boden. Es waren kleine, einfache Schuhe, wie sie wohl von den Chinesinnen oder von einheimischen Kindern getragen wurden.

Trotz aller Anstrengungen, die der vorderste Rikschaläufer unternahm, um sein Gefährt vor einem Umkippen zu bewahren, fiel sein Passagier schließlich heraus und landete inmitten der Schuhe. Das Bild ihres Vaters, der wie ein auf den Rücken gefallener Riesenkäfer zwischen all den Schuhen lag und mit Armen und Beinen strampelte, war so komisch, dass Amelie ein Kichern nicht unterdrücken konnte. Mutter warf ihr einen tadelnden Blick zu, bevor sie sich ihrem Mann zuwandte und ihn fragte, ob er sich etwas getan habe. Der rappelte sich mithilfe

des untröstlichen Fahrers auf, klopfte seinen hellen Baumwollanzug ab und versicherte, dass es ihm gut gehe.

Aus dem Schatten eines Vorbaus war ein alter Chinese getreten, den Rücken leicht gebeugt, das Gesicht von tausend Falten durchzogen und von einem grauen Bart geziert, dessen wenige Haare rund um den Mund und am Kinn wie die Borsten einer Drahtbürste abstanden. Er hielt auf die hinterste Rikscha zu, in der Amelie saß, und sagte in einem hellen Singsang: »Junge Frau aus Deutschland ist neu in meinem Land.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Ja, ich bin eben erst mit dem Postdampfer angekommen«, sagte Amelie, weniger überrascht als gebannt von der seltsamen Ausstrahlung des Fremden. Seine schmalen Augen, die fast schwarz waren, blickten derart intensiv, dass sie meinte, er könne ihre Gedanken lesen.

Er streckte seine großen, knöchrigen Hände nach ihr aus. »Du zeigst mir deine Hände, ich sage dir deine Zukunft.«

Ein Wahrsager also, dachte Amelie, mittlerweile leicht amüsiert. Einer, der den Neuankömmlingen auflauerte, um ihnen zu erzählen, sie würden in Tsingtau Glück und Reichtum finden. Vielleicht war der Unfall mit dem Schubkarren sogar inszeniert gewesen, damit der alte Chinese an seine Kundschaft kam. Und doch, obwohl die Situation gegen ihn sprach, wirkte er auf sie nicht wie ein billiger Gaukler. Seine verblichene Kleidung war alt und mehrfach geflickt, aber sie war ebenso sauber wie seine Hände und sein Gesicht. Fast wie unter einem hypnotischen Bann streckte sie ihre Hände aus. Der Chinese nahm sie, drehte die Handflächen nach oben und betrachtete sie eingehend.

Schließlich öffneten sich die Lippen zwischen den grauen Bartfäden, und er sagte: »Du bist nach Tsingtau gekommen, um hier das zu finden, was dir fehlt in deinem Land. Dein Haus dort ist voller schöner Dinge, aber dein Herz ist leer. Hier wird dein Herz voll sein und im Einklang mit dem eines Mannes schlagen.« Wahrscheinlich war das die Prophezeiung, die er jeder jungen Frau machte, und sie wollte ihre Hände schon enttäuscht zurückziehen, doch er hielt sie mit sanfter Gewalt fest. »Aber sei auf der Hut, Tochter des Affen. Der helle Tag ist nicht ohne die finstere Nacht, der warme Sommer ist nicht ohne den kalten Winter, und die Glück bringende Liebe ist nicht ohne den Verderben bringenden Hass. Sei auf der Hut vor dem Hass, denn er wird dich verfolgen!«

Der alte Chinese sprach mit solchem Ernst, mit so großer Eindringlichkeit, dass Amelie erschrocken ihre Hände zurückriss. Sie starrte den Mann fragend an, aber er schien sich keinen Spaß mit ihr zu erlauben. Im Gegenteil, in seinen dunklen Augen las sie tiefe Besorgnis.

Amelies Vater war hinzugekommen, drängte den Chinesen von der Rikscha weg und drückte ihm eine silberne Münze in die Hand, einen mexikanischen Peso, der in Tsingtau und ganz

China unter der Bezeichnung ›Silberdollar‹ ein beliebtes Zahlungsmittel war. »Nimm das, aber jetzt lass uns in Ruhe, alter Mann!« Heinrich Kindler blickte seine Familie und die Rikschaläufer an. »Wir fahren weiter.«

Die Fahrbahn vor ihnen war inzwischen freigeräumt. Vater nahm wieder in der vordersten Rikscha Platz, und schon setzten sich die Kulis in Bewegung. Amelie schaute sich nach dem alten Chinesen um, aber er war nicht mehr zu sehen. Vermutlich hatte der Schatten des Vorbaus ihn verschluckt. Sie versuchte, nicht mehr an seine Worte zu denken, doch es wollte ihr nicht gelingen. Die Weissagung lag über ihrer eben noch so heiteren Ankunft in Tsingtau wie ein bedrohlicher Schatten.